

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die Mutter rührte unter Tränen die Hände bis kurz vor Mitternacht. Hedwig half, aber ihre Arme waren kraftlos. Alle Augenblicke sank sie auf den Stuhl und starrte wortlos vor sich hin. Sie konnte es noch immer nicht begreifen, daß sie von ihrer Heimat und von dem, den sie liebte, scheiden mußte. Fortwährend rannen ihre Tränen, und es war ein stilles, trostloses Weinen. Die Mutter schaffte heftig und sprach ihr Mut ein.

„Ach, Hede!“ seufzte sie und setzte sich müde auf den Deckel des gefüllten Koffers, weil er sich nicht gutwillig schließen wollte. „Du mußt fort. Du weißt, wie Vater ist. Es gibt ein Unglück, wenn du nicht verierst.“

Hedwigs Tränen rannen stärker, sie schlug die Hände vors Gesicht.

„Sei doch gut!“ tröstete sie die Mutter und strich ihr übers Haar. „Ich kann's ja verstehen, daß du dich in ihn verliebt hast. Es ist eben ein Kavaliere.“

„Aber wenn er mich doch vielleicht heiraten will!“ schluchzte Hedwig auf.

„Hat er dir's versprochen?“ forschte die Mutter eifrig. Hedwig schüttelte den Kopf. „Aber es wär doch möglich!“

„Na und?“ fragte die Mutter. „Dann kann er's ja noch immer tun. Du läufst ja doch nicht aus der Welt. Sei nur still, ich will's schon herausbringen.“

„Und vergiß die Kinder nicht!“ mahnte Hedwig und trodnete ihre Tränen. „Günther ist morgens zwei Teller Milchsuppe, und Cäcilie kaut manchmal an den Nägeln.“

Erst als sich die Mutter alle Einzelheiten der Erziehung genau eingepägt hatte, gingen die beiden zur Ruhe.

XX.

Punkt vier Uhr morgens weckte August Knorred. Die Mutter lief in die Küche, um das Frühstück zu richten. Hedwig erschien mit rotgeweinten Augen. Sie hatte die ganze Nacht keinen Schlaf finden können. Uebermüdet und zerschlagen hing sie auf dem Stuhle, sprach kein Wort und frostelte zuweilen.

„Hede!“ mahnte sie der Vater. „Hier hast du Geld. Du führst die Kasse. Sparsam wirst du schon sein. Und halt mir den Hugo stramm, daß er nicht wieder das Lumpen anfängt. Und schreib fleißig, hörst du?“

Hedwig steckte das Geld mechanisch in die Tasche und nickte. Als die Mutter den Kaffee brachte, aß sie ein paar Bissen, obgleich ihr ein schmerzhaftes Bürgen in der Kehle saß. Doch sie weinte nicht mehr. Die Mutter dagegen wünschte sich fortwährend heimlich über die Augen. August Knorred trieb Hugo, der sich endlich aus den Federn geschält hatte,

noch einmal zur Eile an und ging über den Hof, nach dem Wagen zu sehen.

„Hede!“ schluchzte die Mutter und küßte sie. „Sei nur gut, meine Hede! Ich will schon alles wieder in Ordnung bringen. Lange hält's Vater ja doch nicht aus ohne dich. In ein paar Wochen bist du wieder da. Ich werde schon dafür sorgen. Paß nur auf Hugo auf, daß er sich nicht erkaltet. Und wenn er Geld braucht, dann schreib nur an mich!“

Da ratterte der leichte Korbwagen vor die Tür, und Hugo setzte sich an den Kaffeetisch. Seine Laune war sehr schlecht, denn er hatte noch lange nicht ausgeschlafen. Auch verbrannte er sich die Zunge an dem heißen Kaffee, als er ihn eilig hinunterstürzen wollte. Draußen wurden jetzt die beiden Koffer aufgeladen.

„Los geht's,“ kommandierte August Knorred, als er wieder hereintrat.

Hugo griff noch einmal tief in die väterliche Zigarrenkiste, schwang sich auf den Wagen und steckte sich einen Glimmstengel an. Hedwig nahm Abschied von Vater und Mutter und setzte sich an Hugos Seite. Der Knecht, der auf dem Vorderstuhl hockte, hob die Peitsche.

„Glückliche Reise!“ rief der Vater und drückte Hedwig noch einmal die Hand. Die Mutter weinte schnell noch ein paar Tränen. Die Pferde zogen an, und Hugo lästete vornehm den Hut. Die Eltern schauten dem Wagen nach. Auch Thomas Hauschild, der sich zum Abschied eingefunden hatte, blieb vor der Haustür stehen.

Als der Wagen bei dem Herrenhaus vorbeifolte, wies Hugo auf die geschlossenen Fensterläden.

„Da schlafen sie noch alle!“ murmelte er ärgerlich.

Hedwig antwortete nicht, wandte den Kopf ab und sah nach Osten hinüber, wo sich eben der Horizont mit glühendem Rot bedeckte. Im scharfen Trab ging's das Dorf hinaus. Hugo verspürte ein menschliches Rühren, warf die Zigarette fort, denn sie schmeckte ihm nicht, weil er sich die Zunge verbrannt hatte, und legte seinen Arm um Hedwigs Taille.

„Weißt du, Hede!“ meinte er gutmütig. „Es ist doch besser so. Geheiratet hätte er dich doch nicht. Und für eine Liebshaft bist du wirklich viel zu schade. Ich hätte ihn schließlich fordern müssen!“

Sie schauderte zusammen.

„Es wär mir nichts anderes übrig geblieben!“ fuhr er fort. „Ich hab euch gestern auch im Park getroffen. Und ich hätte ihn heute zur Rede stellen müssen. Und so eine Schieberei ist immer dumm. Wenn wir auch beide in die Luft schießen würden, so eine Kugel hat man nicht in der Gewalt. Sie geht meistens dahin, wo sie nicht soll. Na, und um den Baron wär's wahrhaftig schade und um mich schließlich auch. Besser schon so.“

Hedwig erwiderte nichts. Langsam mahnten sich die Wagenräder durch den weißen Sand einen Hügel hinauf. Oben stand schon der Wald und wartete auf sie. Hugo drehte sich um,

„Von hier aus kannst du das Schloß zum letztenmal sehen!“ meinte er und rührte Hedwig an den Arm.

Aber sie rührte sich nicht und schaute sich nicht um. Gleich darauf lenkte der Knecht in den Wald hinein. Die Pferde fielen wieder in Trab.

Bis an diese Waldecke hatte August Knorred den Wagen verfolgt. Regungslos hatte er den beiden nachgesehen, ohne mit der Wimper zu zucken. Frau Knorred, die neben ihm stand, holte tief Atem.

„Nun sind sie fort!“ sprach sie und wischte sich die letzte Träne ab. „Und ich hab dir's gleich gesagt. Ein Mädel und ein Witwer zusammen, das paßt sich nicht. Das gibt immer was!“

„Diesmal hast du recht gehabt!“ sagte August Knorred und horchte nach den Ställen hinüber, woher sich dumpfes Gehrüll meldete. „Kümmre dich um das Vieh und dann mach, daß du hinüberkommst. Hedwig war immer schon um halb sieben drüben.“

„Wenn er mich aber nach ihr fragt?“

August Knorred sah seine Frau groß an.

„Das wäre das erste Mal, daß du nicht weißt, was du sagen sollst!“ wies er sie zurecht. „Wenn du dir einen Kuppelpelz verdienen willst, dann verrat's mir, wo sie ist!“

Damit schritt er ins Haus zurück. Drinnen traf er Thomas Hauschild, der sich, um eine Verlegenheit zu bemanötern, eben die dritte Tasse Kaffee einschenkte. Der Inspektor nahm einen Kognak.

„Das Heu muß noch einmal gewendet werden!“ sagte er und stellte die Kutsche wieder hinter den Sekretär. „Schicken Sie fünf Leute vom Vorwerk nach der Teichede und drei auf die Altforger Wiesen. Die übrigen müssen den Graben bei der Schwedenschanze schlämmen.“

„Da bleiben nur drei übrig!“ warf Thomas Hauschild ein.

„Die andern bring ich hin vom Dominium,“ gab der Inspektor zurück. „Kann aber neuere werden, ehe ich komme. Sagen Sie den Leuten, sie sollen sich spuren, daß wir noch diese Woche fertig werden. Es gibt da auch eine Masse Krebsse. Die sollen in die Küche geliefert werden. Daß die Leute keine auf die Seite bringen!“

Der Gehilfe nickte und wollte gehen. Aber August Knorred hatte noch etwas auf dem Herzen und rief ihn noch einmal an. Thomas Hauschild machte im Türrahmen kehrt und wartete.

„Was ich noch sagen wollte!“ sprach August Knorred langsam und suchte nach Worten. „Was Sie da gestern im Park gesehen haben, das ist nun aus und vorbei. Das war eine Kinderei! Wenn Sie's im Dorf herumbringen, dann ist das Ihr eigener Schaden.“

„Ich erzähl schon nichts!“ meinte Thomas Hauschild und setzte sich die Mütze fester.

„Und wenn sie übers Jahr wiederkommt,“ fuhr der Inspektor fort, „dann mögt ihr meinethalben Verlobung feiern. Ich hab nichts dagegen. Soll mich freuen, wenn Sie bei ihr den Herrn Baron austreten können!“

„Na!“ rief Thomas Hauschild und freute sich so, daß ihm das Blut in die runden Backen stieg. „Wenn Sie mir dabei helfen, dann trau ich mir's schon zu. Ihnen folgt sie doch.“

Fünf Minuten später ritt er im englischen Trab über den Hof nach dem Vorwerk hinunter. Bei Sebalduß Pohl waren noch alle Fenster dicht verhängt. Moritz Gassel aber stand schon in seinem Garten vor den Bienen und rechnete aus, welches Volk heute schwärmen würde. Denn kaum ein Schultag verließ jetzt ohne diese Störung.

„Morgen, Herr Gassel!“ schrie Thomas Hauschild im Vorbeistreichen.

„Guten Morgen!“ gab Moritz Gassel zurück, über die außergewöhnliche Freundlichkeit des Gehilfen und Nebenbuhlers verwundert.

Thomas Hauschild parierte seinen Gaul und kam zurück. Jetzt konnte ihm das Schulmeisterlein nicht mehr in die Quere kommen! Moritz Gassel trat an den Jaun. Dunkelrot presste sich eben die dicke Sonne zwischen zwei Waldecken am Horizont.

„Fräulein Hedwig ist heute morgen abgereist!“ sagte der Gehilfe.

„Dann?“ machte Moritz Gassel unwillkürlich. „Aber weshalb denn?“

„Weiß nicht!“ lächelte Thomas Hauschild verschmüht.

„Hugo ist auch fort.“

„Wohin denn?“

„Weiß nicht!“ erwiderte Thomas Hauschild. Das wußte er wirklich nicht!

„Und so Hals über Kopf?“ fragte Moritz Gassel, der ein ungewöhnliches Interesse an dieser Angelegenheit nahm.

„Mit sie mit Hugo gefahren? Wann kommt sie wieder?“

„Lebers Jahr!“ antwortete der Gehilfe und lächelte überlegen. „Oder kann. Und dann gibt's eine Verlobung!“

„So?“ entfuhr es Moritz Gassel, der aufs tiefste erschrak. Sein Herz wurde plötzlich blutleer, seine Knie wankten. Er mußte sich am Baum festhalten. „Also deshalb ist sie abgereist?“ würgte er sich heraus.

„Kann man's wissen?“ grinste Thomas Hauschild, der sich an der Verwirrung des Nebenbuhlers weidete. „Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden.“

Damit riß er den Gaul herum und sauste im Galopp das Dorf hinunter. Moritz Gassel schaute ihm lange nach, dann stieß er einen schweren Seufzer aus, der im tiefsten Winkel seines Herzens gefesselt hatte, und ging in die Schulstube, um Aufsatze zu corrigieren.

Um diese Zeit erwachte Fritz von Winkelberg aus einem unruhigen Halbschlaf, der ihn mit bösen Traumbildern gequält hatte. Der Wagen, mit dem Hugo und Hedwig um halb fünf nach Zburortschin gefahren waren, hatte ihn wohl geweckt, aber er war wieder eingeschlafen. Langsam fand er sich in die Wirklichkeit zurück. Da dachte er an Hedwig, und mit einem Schlag fielen die schweren Gedanken von ihm ab. Er stieß die Läden zurück, daß der Glanz der Morgen-sonne das Zimmer füllte, erfrischte sich an quellfähigen Wasser und fuhr schnell in die Kleider. Dazwischen horchte er nach dem Kinderzimmer hinüber. Da meldeten sich plötzlich leichte Tritte, und in der Tür erschien Cäcilie im Nachthemdchen. Den kleinen Günther schleppte sie an der Hand hinter sich her.

„Papa!“ rief sie schüchtern und ließ die Mundwinkel hängen. „Tante Hedwig ist nicht gekommen!“

„Tante Hedwig!“ wiederholte der kleine Bruder und machte ein Gesicht, als wollte er weinen.

Fritz von Winkelberg erschrak, und sein Herz begann sofort unruhig zu werden. Aber er faßte sich schnell wieder, trug die Kinder in ihre Bettchen zurück, bedeckte sie warm zu und benetzte schleunigst seine Toilette.

„Dieser Dickkopf!“ murmelte er vor sich hin, und dachte dabei an August Knorred. „Na, ich werd ihn schon klein kriegen!“

Dann versuchte er bei den Kindern Hedwigs Stelle zu vertreten. Das war nicht leicht, und die vielen ungewohnten Handgriffe ermüdeten ihn bald. Aber Cäcilie trieb ihn immer wieder an. Endlich war der kleine Günther fertig gewaschen und angezogen.

„Jetzt komm ich dran!“ rief Cäcilie und klatschte vor Freude in die Hände.

Aber Fritz von Winkelberg setzte sich erst einmal hin und holte Atem.

„Sag mal, Kind!“ meinte er halb verzweifelt. „Könntest du dich nicht selbst anziehen. Groß genug bist du eigentlich dazu. Ich hab Mädchen gesehen, die noch kleiner waren als du, und die schon ihren jüngeren Brüdern halfen.“

Cäcilie schmolzte ein wenig und versuchte ihr Glück allein.

„Warum kommt Tante Hedwig nicht?“ rief sie unglücklich, als sie wieder ihren Strumpf nicht finden konnte.

„Ja!“ antwortete der Baron. „Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich selber schuld daran!“

„Hast du etwa mit ihr gescholten!“ stellte ihn Cäcilie heftig zur Rede.

„Nein, mein Kind!“ lächelte er, zog sie an sich und gab ihr einen Kuß. „Gerade das Gegenteil.“

Cäcilie schaute ihn fragend an, sie verstand ihn nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Christian Fürchtegott Gellert.

Bu seinem 200. Geburtstag (4. Juli).

Von Peter Damerow.

Als Friedrich d. Ga. im Jahre 1760 in Weisig weilte, ließ er auch den Professor Gellert vor sich kommen. Bei seinem Auf-enthalt im Jahre 1757 hatte er den Professor Gottfried empfan-

gen, und dieser hatte dem König seine Uebersetzung der Iphigenie des Racine vorgelesen. Gellert mußte eine seiner Fabeln hersagen. Mit Gottsched war Friedrich sehr wenig zufrieden gewesen. Er behauptete, er habe kein Wort seiner Uebersetzung verstanden, trotzdem er das Original zur Hand gehabt habe. Gellerts Fabel aber fand seinen Beifall: „Das ist recht schön; er hat etwas so Coulant's in seinen Versen, das verstehe ich alles,“ und er hat den Dichter, öfters wiederzukommen und ihm seine Dichtungen vorzulesen.

Der Eindruck, den Gellert auf den König gemacht, war ein bedeutender. „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched,“ meinte er, als ihn der Dichter verlassen, und bei Tafel nannte er ihn den vernünftigsten unter den deutschen Gelehrten. „Ja! eine Ode, die Friedrich 3 Jahre vorher an Gottsched als an den Begründer des literarischen Ruhmes Deutschlands gerichtet, und die der eitle Geschmacksdiktator schleunigst der Oeffentlichkeit übergeben hatte, erhielt jetzt die Ueberschrift „An Sieur Gellert.“ Zu Gorré aber äußerte Friedrich später: „Gellert ist der einzige deutsche Dichter, der zur Nachwelt gelangen wird. Er hat zwar nur in einer keinen Gattung, aber in dieser mit Glück gearbeitet.“

Gellert ist der Dichter der Aufklärung, des Vernunftzeitalters. In ihm sind gewisse Tendenzen jener Geistesrichtung in seltener Reinheit ausgeprägt und in eine Form gebracht, die das Lehrhafte mit Wis und Poesie verbindet. Das nahm den König für ihn ein. In der That ist Gellert gegenüber Gottsched ein bedeutender Fortschritt vom nichts als Formalistischen zu einer Poesie, die einen größeren Gehalt hat. Er führte die Dichtungen aus den Akademien wieder ins Leben zurück, und dadurch wurde er auch der erste deutsche Dichter, der wieder stärker auf das Leben wirkte. Friedrichs Bewunderung ist, temporär gefaßt, durchaus berechtigt. Wir freilich finden den Abstand von Gottsched zu Gellert nicht so groß wie den von Gellert zu Nothfod. Gellerts Dichtung ist, wie die seines Lehrers, Verstandesweise und es mangelt ihr das eigentliche dichterische Erlebnis. Ihr Gehalt ist weniger ein poetisch, als moralisch bedeutender, und nur ein Zeitalter, das einen so verkehrten Begriff von der Poesie hatte wie die Aufklärung, konnte sie so hoch stellen, daß sie dem Erzeuger den Ruhm eintragen konnte, den er weit über seinen Tod hinaus genoss. Wenn wir ihm heute gerecht werden wollen, müssen wir ihn durchaus historisch fassen als der in seiner Art vollendete Ausdruck seiner Zeit, deren Begriff vom Dichtertum wie deren Geist er ganz rein verkörpert.

Es war die Zeit der moralischen Wochenchriften, der Mütter für Wis und Verstand, in der Gellert groß wurde. Es war die Zeit der Vernunft. Die Absicht seines Dichtens ist die moralische Besserung und Aufklärung; die Erziehung zur Sittlichkeit durch Belehrung. Er will „in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten sagen und edle Empfindungen rege machen.“ Für diese lehrhafte Absicht war die Fabel, aus der die moralische Aufzählung herauspringt, die gegebene Form, und Gellert hat in dieser Form sein Bestes geleistet. Sein Wunsch nach Verständlichkeit und Unterhaltsamkeit wurde zu scharfer Klarheit und reizvoller, launischer Bewegtheit des Ausdrucks. Daß er seine Stoffe aus dem Leben der Gegenwart, daß er satirisch beleuchtet, nahm, erhöhte die Wirkung. Seine Fabeln waren das geleseste Lieblingsbuch ihrer Zeit. Noch heute sind sie es, die seinen Namen tragen und halten, wenn wir auch ihren Wert anders einschätzen als die Zeitgenossen und ihre Moral uns hausbaden, mittelmäßig erscheint. Nebenfalls konnte Gellerts lehrhafte Absicht hier in einer Art zur Geltung kommen, die dichterischen Reiz hat. Wenn wir an Gellert denken, so denken wir an den Fabeldichter. Seine Lustspiele sind ganz belanglos. Sein Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin v. G.“ ist ein tolles Gemisch aus den Ingredienzien des alten Abenteuerromans und des moralischen Romans der Engländer. Seine Lehrgedichte sind trocken und schwunglos. Und seine geistlichen Nieder sind durchaus unpoetisch. Sie kommen nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Verstande. Gellert ist nicht religiös aus innerer Erlebnis, sondern aus Vernunft.

Die beste Wirkung, die von Gellert ausging, ist denn auch die sittliche. Das Dichtertum ist bei ihm nur ein Vehikel, um die Menschen leichter zum Guten zu überreden. Und nicht nur als Dichter suchte er jene Wirkung zu erreichen, sondern auch als Lehrer und als Mensch durch die Vorbildlichkeit seines Wandels. Die sittliche Bildung der Menschen war der Gedanke, der sein ganzes Lebenswerk erfüllt. Als Professor in Leipzig hielt er Vorlesungen über Dichtkunst und Beredsamkeit. „Diese Arbeiten sähnen zwar besonders nur die Aufklärung und Verschönerung des Verstandes zum Endzweck zu haben,“ sagt einer seiner Biographen; „allein er wußte sie und seinen Umgang mit den Studierenden so einzurichten, daß er dadurch zur Besserung ihres Herzens und zur Bildung ihrer Sitten ebensoviel als zur Beförderung nützlicher Kenntnisse beitrug.“ Seine Moral entbehrt der Größe. Sie ist die Moral des Mittelmaßes, des vorsichtigen Durchschnitts. Gemies der Sittlichkeit hat Gellert schwerlich gebildet. Was er lehrte, ist eine praktische Vernunftmoral auf christlicher Grundlage. Aber Gellert hat durch Lehre und Beispiel einen bedeutenden Einfluß auf die sittliche Entwicklung seiner Zeit ausgeübt. Das „Vernünftige“ seiner Lehre entsprach der allgemeinen Geistesrichtung, und seine Schriften waren, um mit Goethe zu reden, „das Fundament der deutschen, sittlichen Kultur.“ Und dieser Einfluß Gellerts reichte weit. Als die Preußen Leipzig besetzten, kamen die Offiziere in seine Vor-

lesung. Wie er gewissermaßen das Gewissen der Studenten war, kann man in Goethes „Wahrheit und Fiktion“ nachlesen. Aus allen Gauen wandten sich Menschen an ihn, um ihn in allen möglichen Lebenslagen um Rat und Beistand anzugehen. Nichts aber zeigt so gut die Bedeutung seines Wirkens, wie dies ein paar von seinen Biographen überlieferte Anekdoten tun. Da kam eines Tages ein Offizier zu ihm, der durch seine Schriften zu einem neuen Lebenswandel geführt worden war, und als er sich von dem Dichter verabschiedete, drückte er ihm zum Dank ein großes Geldgeschenk in die Hand. Ein alter weuchischer Feldwebel, der in seine Heimat zurückkehren will, sucht vorher den Mann auf, dessen Ratsungenen ihn so oft vom Bösen abgehalten. Die schmutzige Magd eines Karlsbader Postmeisters küßt ihm die Hand, als sie hört, daß er der sei, der die „schönen Bücher“ geschrieben. Ein Bauer fährt ihm in einem Winter eine Fuhre Holz vor's Haus aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm die Gedichte des Herrn Professors bereitet.

Nicht wenig wurde die Wirkung von Gellerts Einfluß durch den Eindruck der Persönlichkeit befördert. Er lebte genau nach seinen Worten. Sein Lebenswandel war von größter Reinheit und Einfachheit. Es ist rührend zu lesen, wie er alle Ehren und alle Vernehrung seiner Güter ablehnte. Die sächsische Regierung mußte ihm die Professur geradezu aufzwingen und ebenso ein Ehrengehalt, das frei geworden war. Verehrer schickten ihm oft große Geldsummen; aber er verwandte sie nur zur Wohltätigkeit. Und mit seinen Vätern nahm er es genau, trotzdem Krankheit ihm ihre Innehaltung oft erschwerte und seine Tage oft verdüsterte. Die Erfüllung seiner religiösen Pflichten trieb er bis zur Selbstquälerei.

Gellert wurde geboren am 4. Juli 1715 zu Dainichen bei Freyberg in Sachsen. Seine literarische Laufbahn begann er in den Preyer „Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Wises“, die seine Freunde Gartner, Gramer, Schlegel, Rabener usw., ehemalige Schüler Gottscheds, herausgegeben, 1744 begann seine Lehrtätigkeit an der Universität Leipzig mit einer Abhandlung über die Fabel. Den meisten Beifall fanden seine moralischen Vorklesungen, die nach seinem Tode als Buch erschienen. Langes Leiden, das er mit großer Geduld ertrug, hatte seinen Körper geschwächt. Er starb am 18. Dezember 1769. Seltan hat ein Dichter solchen Einfluß auf die Menschen ausgeübt wie er. „Noch 30 Jahre nach Gellerts Tode wäre es eine Art Hochverrat gewesen, gegen ihn etwas Ungünstiges vorzubringen,“ sagt ein späterer Literaturhistoriker.

Aus einem javanischen Harem.

Mrs. Eva Gauthier, eine Nichte des kanadischen Premierministers, die kürzlich von einem längeren Aufenthalt auf den Sundainseln heimgekehrt ist, teilt im „New York American“ einige Beobachtungen über das Leben und Treiben im Harem eines javanischen Sultans mit. Ihrem Wunsch, einen solchen kennen zu lernen, stellten sich zunächst unüberwindliche scheinende Hindernisse entgegen. Das Jürwort der holländischen Regierung ebnete ihr jedoch den Weg, und eines Morgens erschien sie mit einer eingeborenen Begleiterin vor dem „Palast“ der dunkelhäutigen Majestät. Ein malaiischer Diener öffnete ihr und ließ sie einen weiten Hof durchqueren, während aus der Nähe das Plätschern badender Menschen herüberkellte; dann führte er sie in ein langes, weißes, schmuckloses, im Hintergrunde liegendes Gebäude, wo in einem ziemlich kahlen Raume eine ganze Schar junger Frauen sich ausblei, zierliche bronzefarbene und dunkelgelbe Geschöpfe, in eng anliegenden, mit bunten einheimischen Batikmustern geschmückten Kleidern, die den weißen Gast zurückhalten und fast feindselig musterten. Sie gehörten zu den 400 Frauen des Herrschers, die mit Ausnahme von drei aus edlem Geblüt stammenden Hauptgemahlinnen im Alter von 10 bis 12 Jahren durch besondere Agenten dem Sultan geliefert werden und mit 25 bis 30 Jahren bereits verblüht sind und für alte Mütterchen gelten. Bei wiederholten Besuche tauten die Schönen indessen auf, ihre Abneigung gegen die Weiße schwand, sie sangen und tanzten vor ihr. Ihre musikalischen Darbietungen waren eintönig und schienen im ersten Augenblick, da sie sich nur in Viertelnoten bewegten, ziemlich unmelodisch; bei längerem Zuhören wirkten sie indessen mit suggestiver Kraft. Als sie geendet hatten, baten sie Mrs. Gauthier, ihrerseits ein Lied zu singen; eine Arie aus „Margarethe“ gefiel ihnen aber nicht, und Melodien aus italienischen Opern sagten ihnen ebenso wenig zu. Erst ein Lied von Debussy fand ihren Beifall, gefiel ihnen nun aber auch davor, daß es wiederholt werden mußte. Die Tänze, die sie dafür zum Besten gaben, erinnerten an flammische Ballette und zeichneten sich durch seltsame Stillsetzung der Bewegungen aus. Was die Eintracht im Harem anbelangt, so berichtet Mrs. Gauthier, daß von Eifersucht oder gar Untreue nicht die Rede sein könne. Die javanische Frau hat von Liebe und ähnlichen Regungen gar keine Ahnung, sie strebt nur nach Macht und Einfluß. Der Sultan lebt hauptsächlich mit seinen drei Hauptgemahlinnen und kennt seine Nebenfrauen meistens gar nicht; er hält sie mehr, weil das zum guten Ton gehört und weil er gleichzeitig durch Abtretung einer Frau treue Untertanen belohnen und sie zu weiteren Diensten anspornen kann. Nur selten soll es vorkommen, daß eine Hauptgemahlin verstoßen wird; das geschieht nur, wenn sie ihrem Gebieter nach einer bestimmten Zeit keinen Sohn geschenkt hat. Sie wird dann durch diejenige Nebenfrau er-

fehlt, die dem Sultan zuerst den erwünschten Erben zur Welt bringt. Natürlich kommt es bei dieser Weisheit der Javanerin im Dorem viel seltener zu Liebesintrigen als zu politischen Antrieben, die dadurch ermöglicht werden, daß die Doremfrauen als eine Art von Kabinettsekretären zwischen dem Sultan und Ministern gebraucht werden. Da diese ihnen aufgetragenen Posten mühselig zu überbringen sind, liegt es auf der Hand, daß die Doremfrauen den Minister oft in der Hand haben und ihn z. B. durch Überbringung falscher Nachrichten jederzeit stürzen können.

Vermischtes.

Die Schuhflickerin als Millionärin. Eine amüsante Hochverleumdung hat sich kürzlich in New York ereignet, wo ein kleines Arbeitermädchen die Lebemannner des Broadway zwei Monate lang an der Nase herumgeführt hat und als angebliche Millionärstochter eine vielumworbene GröÙe dieser Gesellschaft zu werden verstand. Ihre Eltern waren bescheidene Schuharbeiter irgendwo im Osten New Yorks. Maria Tesmonit stand aber, als sie heranwuchs, keinen Geallen mehr an der ärztlichen Umgebung und schlug ihrer Mutter vor, Kinoshauspielerin zu werden. Darüber veranlaßte sie sich mit ihr und verstaubte spürlos, nicht lange darauf erfasen in den großen Werkstätten der Filmfabriken eine elegant gekleidete Dame, die — nur aus Längerweile selbstverständlich — in legend einem Film die Hauptrolle spielen wollte, wozu ihre Erscheinung sie durchaus zu berechtigten sahien. Die anstehenden Herren erfuhr bald aus ihrem Munde, daß sie eine reiche Kaffeeplanzertochter aus Brasilien sei. In der Tat sprach sie nur gebrochen Englisch und mischte allerlei spanische Brocken in die Unterhaltung. Sie kam geradezu von San Francisco. Von ihren Eltern lebte nur noch die Mutter, mit der sie sich überwachen hatte; Mutter einer Dame durchaus nicht dulden, daß sie den Mann ihrer Wahl heirate, da er als einfacher Millionär ihr keine passende Partie erschien. Die alte nette Frau, die stetig in rauchfarbenen schwarzen Seidenkleidern und einem unermesslich teuren Spitzenumbang ging, war eben nun mal so sehr auf ihr klares Blut und ihren unermesslichen Besitz stolz. Man beeilte sich, den Namen der reichen exotischen Dame entgegenzukommen, die Filmmanager rissen sich um sie und drangen ihr das Geld beinahe gewalttätig auf, um sie sich vor der Konkurrenz zu sichern, obwohl sie beinahe keiner der einzuversprechenden Verpfichtungen nachkam. Man führte sie in die elegante Welt des Broadway ein, und sie entzückte die Stammgäste der vornehmsten Lokale. Eines Tages allerdings erlebten ihre Bewunderer ein unangenehmes kleines Intermezzo. Ein Teletio wollte sie unter dem Verdachte, in einem Hotel einen Koffer mit Kleidern und Schmuckstücken gestohlen zu haben, verhaften. Aber angesichts der wahrhaft königlichen Entschuldig, die aus den Augen der beleidigten Millionärin blitzte, machte er kehrt. Nach einer Reihe weiterer Feste stand sie aber wieder vor dem Richter unter einem ähnlichen Verdacht. Aber es gelang ihr, den Glauben des Gerichtshofes gleichfalls durch ihre Schönheit zu gewinnen. Alles lag in Verwunderung der Millionärin zu Füßen und sie nahm eine Wohnung im besten Viertel der Stadt. Als sie aber zum dritten Male wegen Diebstahls von Kleidern vor Gericht gestellt wurde, gelang es endlich, die gestohlenen Kleider bei ihr zu finden und sie wurde überführt. Die Mutter der Millionärin erschien vor Gericht als Zeugin, nicht in dem kostbaren Umhang, sondern als Schuharbeiterin aus dem Osten New Yorks in einem grauwollenen Kaputuch und die Lebewelt sah mit Staunen, wie es in Wirklichkeit um die Herrin jener Millionenbesitztümer stand, die ihnen so wunderbare kleine Geschichten von den Wäldern ihres Vaters, des Millionärs, in reizend gebrochenem Spanisch-Amerikanisch zu erzählen wußte, die sie natürlich alle in Treu und Glauben hingenommen hatten.

Ein Minenwetter vor vier Jahrhunderten. Es war im Mai des Jahres 1500, als die Westfalen, die damals unter sächsischer Oberhoheit standen, sich gegen ihren Regenten, den Herzog Heinrich von Sachsen, auflehnten, weil dieser die ihm durch vertragmäßige Vereinbarungen zustehenden Schatzungen rücksichtslos erweiterte und das Land nach Kräften auszusaugen versuchte. Herzog Heinrich war daher gezwungen, gegen die Friesen zu Felde zu ziehen, und es gelang ihm auch, sie in schweren Kämpfen im Juli 1500 vollständig zu besiegen. Lediglich das belehnte Groningen leistete den Sachsen nach wie vor hartnäckigsten Widerstand. Der Herzog zog deshalb seine gesamte Heeresmacht vor der Feste zusammen, um sie zu belagern. Wie die Chroniken melden, wurde die Stadt tagelang in heftigster Weise beschossen, und bei dieser Gelegenheit wird auch eine Vorrichtung Erwähnung getan, die von den Belagerten eifrig benutzt wurde und mit deren Hilfe es möglich war, mit lautem Knall plägende und Brände verursachende Bomben eine gewisse Strecke weit zu schleudern. Eine sächsisch-chronik beschreibt dieses Kriegsgewehr als „niewe forte kussen“ (neue kurze Hächsen), „de man tunnelar noemt“ und die in stunde waren, „wie in de Stadt to werden, um de dorgeren darin to verschillen.“ Es handelt sich hier also offenbar um einen Prototypen der heute im Schützenrabensamt verwendeten und gebräuchtesten Minenwerfer, deren Wirksamkeit unsere Vereeresleitung

bekanntlich zu der Maßnahme veranlaßte, für jedes erbeutete Stück feindlicher mörderischer Waffe eine Brämte von 750 Mk. auszulassen. Die „forten kussen“ von anno dazumal waren ohne Zweifel erheblich harmloser. Jedenfalls haben sie die Festung Groningen nicht zu Fall zu bringen vermocht.

Die Polin haut! Ein Erlaß der Kaiserin Katharina von Rußland (1762—1796), die zweifellos eine der bedeutendsten Persönlichkeiten war, die auf dem Throne Rußlands je gesessen haben, an die Führer der Besatzungstruppen in Polen hatte folgenden Wortlaut: „Den Offizieren wird es streng verboten, silberne Töfel und Gabeln zu stehlen, Servietten zum Nasenwischen zu gebrauchen, die Polinnen ungar anzulassen, da diese schmerzliche Dörbelien verlieren.“ Angesichts der Aufführung russischer Offiziere in Döpreußen wäre eine Erneuerung dieser Kabinettssordre wohl angezeigt gewesen.

Büchertisch.

Das englische Gesicht. (Verlag Müller & Co., Berlin). — Von jeher, und schon zu einer Zeit, da ein Krieg zwischen Deutschland und England undenkbar schien, hat der britische Volkscharakter deutsche Betrachter angezogen, und doch hat er immer wieder ein Gefühl der Fremdheit in ihnen hinterlassen. Wie diese Beziehungen zu erklären sind, das zeigen in dem soeben erschienenen zweiten Band der neuen Müllerschen Bücherei „Männer und Völker“ sechs deutsche Forscher von Ruf, deren Arbeiten sich zu einer umfassenden Studie über Englands Kultur, Wirtschaft und staatliche Macht vereinen. „Das englische Gesicht“ ist der Gesamtitel des auf der Inselblatseite mit dem Wibe des Londoner Westminster-Palastes, in dem das Parlament tagt, geschmückten Buches. Mit dem englischen Volksleben beschäftigt sich der Dozent an der Berliner Universität Prof. Max Frischeisen-Köbler, mit dem englischen Reichum und seinen Quellen Prof. Jastrow, der bekannte Dozent der Berliner Handelshochschule, mit Religion und Sitte in England der Greifswalder Theologe Prof. Freiler von der Goltz, mit dem englischen Welt Herrschaftsanspruch Prof. Koloff (Gießen) mit England als Beschützer kleiner Nationen Dr. Veit Valentin, Privatdozent in Freiburg, mit England als Öfter und Vergewaltiger des Völkerechts Prof. Franz von Hgl, der hervorragende Berliner Rechtsgelehrte. Wer über den Aufbau und die Entwicklung der englischen Weltmacht, wer über einen der größten Zusammenhänge der europäischen Politik Belehrung sucht, dem wird hier in reizvoller Form erschöpfender Rat schluß geboten.

Neuererscheinungen von Reklams Universal-Bibliothek. Nr. 5761—68. Das Buch vom Fürsten Bismard. Von George Desfeld. Neu herausgegeben und durch eine Uebersicht der weiteren Lebensereignisse Bismards, sowie durch eine Stammtafel seiner Nachkommen ergänzt von Dr. Max Mendheim. 2. Band. Mit Bismards Bildnis. (399 S.) In Leinen 1 Mark. — Nr. 5764, 5765. Kriegsgesetze des Deutschen Reiches. Ergänzungsbelt. Abgeschlossen am 31. März 1915. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Bamier. (148 S.) In Leinen 80 Pfg. — Nr. 5766. Aus verlorenem Posten. Eine wahre Geschichte. Von Johannes von Dewall. (117 S.) — Nr. 5767. Sophonisbe. Tragödie in fünf Aufzügen. Von Emanuel Geibel. (79 S.) — Nr. 5768. Kriegsnovellen. 3. Band. Mit Beiträgen von Fritz v. Briesen, von (Frank Carben), Otto Höfler, Albert R. Kueger, Dr. W. v. Deßeren, M. Brosauer, M. Kemmer. (92 S.) — Nr. 5769. Breit-Spiele für Einen. Gesammelt von Otto Gato. (88 S.) — Nr. 5770. Oesterreichisches Kriegstagebuch. Von Karl Mariani. 1. Band. (95 S.)

Zitatenrätsel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.
2. Das ist die schwere Not der Zeit.
3. Ein offenes Herz zeigt eine offene Stirn.
4. Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen.
5. Was vergangen, kehrt nicht wieder.
6. Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung.
7. Der Worte sind genug gewechselt.
8. Leicht wird ein kleines Heer ausgetreten.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselrätzels in voriger Nummer:

Das Buch des Lebens ist das größte Buch,
Man schließt und öffnet's nicht nach jeder Wahl,
Das Schöne drin — man liest es nicht zweimal,
Des Unglücks Seite zeigt sich oft genug.
Man wünscht das Blatt, drauf unsre Liebe stand,
Schon hat des Todes Blatt man in der Hand.